

Archäologischer Forschungsbericht

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Neujahrsblatt / Historischer Verein des Kantons St. Gallen**

Band (Jahr): **123 (1983)**

PDF erstellt am: **22.06.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Archäologischer Forschungsbericht

Dr. phil. Irmgard Grüniger, Kantonsarchäologin, St.Gallen (IG);
Franziska Knoll-Heitz, St.Gallen (FK)

GEMEINDE FLUMS

Gräpplang:

Schlosskapelle: Nebst vielen Überresten verschiedener Kachelöfen aus dem 16.–18. Jahrhundert wurden Keramikplättli des früheren Bodenbelages aus der Epoche von Josef Anton Tschudi gefunden.

Kreuzgewölbe: Das Nacheinander eines ersten Mörtelbodens, des Wandverputzes und eines zweiten, noch harten Mörtelbodens konnte genau beobachtet werden, so dass frühere unklare Ergebnisse geklärt werden konnten.

Vorburg Mitte und Ost: Diese beiden Sondierungen brachten weitere Aufschlüsse über das Gewirr von Mauerzügen auf dem Areal nordöstlich des alten Küchengebäudes bis zur nordöstlichen Ringmauer. Zwischen den beiden Längsmauern über dem Felsabsturz wurden am Grunde des Grabens Reste der bronzezeitlichen Kulturschicht angeschnitten, ein weiteres Zeichen, dass das grosse bronzezeitliche Dorf auch die ganze Hügelkuppe bedeckte.

Rebberg Ost: Die beiden im letzten Jahr gefundenen Trockenmäuerchen sind auf einem älteren Hüttenboden gebaut worden. Ein zweiter Brandhorizont schliesst an das bergseitige Mäuerchen an und gehört offenbar zur gleichen Bauetappe.

Ostplateau 2: Dieser Graben, der später mit dem älteren Graben Ostplateau 1 zu einem grösseren Feld zusammengelegt werden soll, ergab, dass auch hier der Lehmuntergrund durch die Erbauer der bronzezeitlichen Siedlung stufenartig abgetrept worden war. In der Kulturschicht der frühen/mittleren Bronzezeit wurde eine feingeformte Pfeilspitze aus Feuerstein gefunden, ein Zeichen, dass Steingeräte auch in der Bronzezeit benutzt wurden, als das Metall noch selten war.

Ostplateau 4: Auch dieser Siedlungsplatz auf dem äussersten nordöstlichen Hügelvorsprung weist einen durch Stufen zu ebeneren Abschnitten geformten Lehmuntergrund auf. Zudem konnten zwei Trockenmauerzüge und mehrere Pfostenlöcher gefunden werden.

Schuttkegel: Anschliessend an die früheren Gräben wurde unter dem Schutt, der vor allem Gegenstände aus dem 17. und 18. Jahrhundert enthielt, die Oberfläche des Lehms freigelegt, der mit urgeschichtlichem Kulturschichtmaterial durchmischt ist. Ein kleiner geschliffener Knochenmeissel entschädigte unsere Ausgräber für ihre Mühe.

FK

GEMEINDE JONA

Kloster Mariazell in Wurmsbach

Das Zisterzienserinnenkloster Mariazell in Wurmsbach, das 1982 auf eine 700jährige Kirchengeschichte zurückblicken konnte, wird seit vielen Jahren kontinuierlich restauriert. Zuerst war es 1957 der Konventsaal, dann folgte die Kirche, die 1965/66 einer Renovation unterzogen wurde. Anschliessend wurde das Mädcheninternat neu gebaut. Ebenso sehr galt die Sorge des Klosters den Ökonomiegebäuden und dem Gästehaus, die ebenfalls renoviert worden waren.

In diesem Jahr nun schritt man zur Erneuerung des Kreuzganges, der seit langer Zeit ein kümmerliches Dasein fristete. Da zur Reaktivierung desselben eine Bodenheizung geplant war, wurde der Sandsteinplattenboden entfernt und der Untergrund einer Grabung zugänglich gemacht. Dabei galt es, einerseits den Bestand aufzuzeigen und in der eigentlichen Grabungsphase die ältere Baugeschichte des Klosters und der vorklösterlichen Zeit darzustellen.

Wurmsbach wird erstmals 775 als Wurmheresvilari genannt. Doch dürfte es sich dabei eher um den Weiler St.Dionys handeln als um eine Lokalität in der Umgebung des Klosters, das 1259 von Graf Rudolf IV. von Rapperswil gegründet wurde. Laut Stiftungsurkunde schenkte der Graf sein Lustschloss und weitere Güter am oberen Zürichsee den Schwestern von Marienberg bei Kilchberg. In der Folge siedelten die Klosterfrauen, die nun dem Zisterzienserorden angehörten, nach Wurmsbach über und nannten ihr neues Kloster fortan Mariazell. Nach der Tradition soll das Schloss des Grafen an Stelle des heutigen Gästehauses gestanden haben.

Als älteste Bauspuren fanden sich in der Grabung, die alle Flügel des Kreuzganges umfasste, östlich des Baches verschiedene Pfostenlöcher, einzelne Steine und eine Trockenmauer, die als Fundament für Holzhäuser, wohl Stallungen, gedient haben. Die ersten Klosterbauten waren die Kirche im Norden und der Kapitelsaal im Osten des Kreuzganges. Der Kreuzgang selbst gehörte im Fundament auch zur Gründeranlage. In der heutigen Form geht er auf einen Neubau aus den Jahren 1615/20 zurück. Zur Sicherung der Mauern gegen aufsteigende Feuchtigkeit wurde längs den Fundamenten eine Lehm-schicht angebracht.

Der über Jahrhunderte offen durch den Kreuzgang fliessende Mühlebach wurde in der Barockzeit im Nord- und Südflügel überwölbt. Bis zur gegenwärtigen Restaurierung floss er aber immer noch offen durch den Innenhof.

Ausser den wenigen Bauspuren, die alle den Fundamentbereich älterer Gebäude betrafen, fand man im Nord- und Ostflügel des Kreuzganges insgesamt vier Gräber, zwei davon zeichneten sich durch mehrmalige Belegung aus. Laut Überlieferung wurden die Klosterfrauen immer im Friedhof östlich der Kirche bestattet. Die Äbtissinnen fanden ihre letzte Ruhe im Kapitelsaal, wo auch Graf Rudolf IV. (gest. 1262) bestattet war. Ebenfalls wurde sein Sohn Vinzenz, der im Alter von zwei Jahren im Winter 1260/61 starb, im Kloster begraben. Im 1483 begonnenen Nekrologium werden noch weitere Laien erwähnt, die in Wurmsbach bestattet sind. Diese Toten wurden offenbar im Kreuzgang beigesetzt. Als letzte bauliche Veränderung sei noch die Errichtung des Töchterinstitutes im Jahre 1843 erwähnt. Das Gebäude wurde an die Südseite des Kreuzganges gestellt und war für die Mädchen von aussen, ohne die Klausur des Klosters zu betreten, erreichbar. IG

GEMEINDE ST.GALLENKAPPEL

Kapelle St. Ursula in Rüeterswil

Eine unerwartete Notgrabung betraf die Kapelle in Rüeterswil. Der kleine Weiler an der alten Passstrasse zwischen Toggenburg und Linthgebiet ist erstmals in einer Vergabungsurkunde des Klosters St. Gallen aus dem Jahre 874 als Ruadhareswilare erwähnt. Von einer Kirche ist damals jedoch nicht die Rede. Die der britischen Königstochter Ursula, einer der 11000 von den Hunnen in Köln erschlagenen Jungfrauen, geweihte Kapelle erscheint urkundlich erst 1696 im Zusammenhang mit einem Neubau. Dabei wird auf ein älteres kirchliches Gebäude hingewiesen, das nach dem Lokalhistoriker Anton Küng zwischen 1514 und 1524 erstellt worden war. Der letzte Neubau geht auf 1810 zurück, dem im Laufe des 19. Jahrhunderts und zuletzt 1918 verschiedene Erneuerungen folgten.

Bei der gegenwärtigen Restaurierung zeigte es sich, dass der Boden renovationsbedürftig war. Nach dem Entfernen desselben kamen denn auch ältere Bauspuren zum Vorschein, so dass eine Grabung unumgänglich wurde.

Im Boden zeichnete sich stellenweise das Fundament eines rechteckigen Saales von 6,8 m Länge und 5,4 m Breite im Innern ab. Die Mauerdicke, soweit sie noch erhalten war, betrug 80 cm. Beidseits eines Mittelganges von 1,6 m Breite fand sich im westlichen Teil des Schiffes eine Rollierung aus faustgrossen Bollensteinen. Darauf lag eine Brandschicht, die in Richtung Altar auskeilte. Die Steine selbst wiesen keine Brandspuren auf. An der Ostbegrenzung fanden sich einige grössere Steinplatten, die wohl zum Altar gehört hatten. Chor und Schiffteil waren durch eine Stufe getrennt. Ob sich auch ein Triumphbogen an derselben Stelle befunden hat, liess

sich nicht nachweisen. Auf der Westseite liess sich noch ein Teil des ehemaligen Eingangs im Fundament beobachten, sonst war der Umriss mehrheitlich nur noch als Mauergrube, die mit Schutt aufgefüllt war, erkennbar.

Ob dieser Befund der ersten oder zweiten Kapelle zugeschrieben werden kann, ist ungewiss. Das Vorhandensein einer Brandschicht deutet wohl darauf hin, dass die Kapelle beim grossen Brand von 1769, dem verschiedene Häuser der Umgebung zum Opfer fielen, auch beschädigt wurde.

Im polygonalen Chor und im Vorchorbereich fand sich ein seltsames aus Lesesteinen gemauertes Kanalsystem. In einem auf der Kirchenachse verlaufenden Hauptkanal mündeten rechtwinklig Seitenkanäle mit einem leichten Gefälle zur Mitte. Auch im hinteren Teil des Kirchenschiffs zeichnete sich eine ähnliche Anlage ab, deren Kanäle jedoch radial auf den Kircheneingang mit einem Gefälle nach aussen führten. Diese Kanäle wurden in jüngerer Zeit durch Betonröhren ersetzt, während jene im Chor mit Abbruchschutt aufgefüllt worden waren. Der Zweck derselben wird wohl der Entfeuchtung gedient haben, indem nämlich Luft zirkulieren konnte und somit der Boden einigermaßen trocken gehalten wurde. Dieses Kanalsystem wird in die Erbauungszeit der heutigen Kapelle, also um 1810, zu setzen sein. Das Auffüllen dürfte bei der letzten Renovation von 1918 stattgefunden haben. IG

GEMEINDE SCHMERIKON

Pfarrkirche St. Jost

Die Innenrestaurierung der Pfarrkirche bedingte 1981 eine archäologische Untersuchung, da der Einbau einer Bodenheizung geplant war und daher 40 cm des ganzen Kirchenbodens abgetragen werden mussten.

Schmerikon, in den Urkunden von 741 und 744 als Smarinchova genannt, war zu Beginn kirchlich Uznach und Eschenbach zugeteilt. Die Grenze zwischen den beiden Kirchsprengeln bildete die Sternengasse.

Aus einer Beschreibung im Nutzbuch aus dem Jahre 1448 geht hervor, dass damals im oberen Dorfteil am alten Pilgerweg nach Einsiedeln eine Kapelle stand. Aus einem Bericht von 1455 erfahren wir, dass sie dem bretonischen Pilgerheiligen St. Jost geweiht war. Von dieser Kapelle, die wohl unmittelbar an der Strasse gelegen hatte, konnten keine Spuren gefunden werden.

Die Urkunde von 1497 bestätigt dann den Beschluss der Bevölkerung, eine eigene Kirche und einen Kirchhof zu erstellen. Am 29. Mai 1500 wurde diese Kirche zu Ehren des heiligen Jost von Weihbischof Daniel Zehnder aus Konstanz konsekriert. Wie schon die Kapelle, lag auch das neue Gotteshaus in West-Ost-Richtung am alten Pilgerweg. Dieser spätgotischen Kirche können die Fundamentreste mit dem Kindergrab vor dem linken

Seitenaltar zugeschrieben werden. Bei diesen Relikten handelt es sich um den polygonalen Chor der Kirche, an dessen Nordseite der Turm angebaut war. Das Schiff selbst erstreckte sich in Richtung Friedhof gegen die Strasse. Der untere Teil des heutigen Turmes ist noch Originalbestand aus der Zeit um 1500.

Im Zeitalter des Barock scheint die Kirche für die angewachsene Gemeinde zu klein geworden zu sein. Da man sie wegen des Pilgerweges nicht mehr nach Westen erweitern konnte, wurde unter der Leitung von Jakob Andreas Gubelmann in den Jahren 1774/76 ein neues Gotteshaus erstellt, und zwar nun in Nord-Süd-Richtung parallel zur Strasse. Der Chor der gegenwärtigen Kirche geht auf diesen Neubau zurück, und die während der Ausgrabung freigelegten Fundamente im Schiff gehören ebenfalls dazu. Der Barockbau war somit 32,4 m lang und sein Schiff 13,5 m breit.

Als diese Kirche gebaut wurde, war Johann Melchior Anton Sutter von St.Gallenkappel Pfarrer in Schmerikon. Nach 30jähriger Tätigkeit starb er im Alter von 64 Jahren am 8. März 1798. Er wurde in seiner Pfarrkirche begraben. Da mit der Französischen Revolution die Sitte der Bestattung in der Kirche aufhört, darf angenommen werden, dass der Tote, dessen Grab sich in der Mitte des Chores fand, identisch mit Pfarrer Johann Melchior Anton Sutter ist.

Ein weiteres Mal ist 1905/06 die Rede von einem Neubau unter der Leitung von Architekt August Hardegger. Er betraf vor allem das Kirchenschiff, das von Grund auf in neubarockem Stil errichtet wurde. Gleichzeitig wurde der Turm erhöht, und er erhielt den für ein halbes Jahrhundert für Schmerikon typischen Spitzhelm.

Ein letzter Eingriff geschah 1965, als das Äussere der Kirche umgestaltet wurde. Die geschwungene Fassade ersetzte man durch eine querrechteckige Vorhalle und den Spitzhelm des Turmes durch ein Satteldach. IG

GEMEINDE WARTAU

Ruine Wartau

Nachdem die letzte Restaurierung der für die Gemeinde namengebenden Burg Wartau 1932 abgeschlossen worden war, zeigten sich in den vergangenen Jahren verschiedene Schäden vor allem auf den Mauerkronen, wo sich eine Vegetation unterschiedlichster Pflanzen breitgemacht hatte. Um Unfälle auf dem beliebten Ausflugsziel zu verhüten, entschloss sich die Ortsgemeinde als Besitzerin der Ruine zu einer Sanierung. Zur Sicherung der Finanzierung wurde eine Stiftung gegründet. Bund, Kanton, Politische Gemeinde, Ortsgemeinde, Historischer Verein, Schweizerischer Burgenverein und verschiedene private Gönner trugen namhafte Beiträge zusammen, so dass 1982 die Restaurierung vollzogen werden konnte.

Bevor man jedoch an die Behebung der Schäden schritt, wurden die Wände der Ruine im Massstab 1:50 zeichnerisch aufgenommen. Dabei galt das Augenmerk vor allem den baulichen Veränderungen, und wesentliche Neuerkenntnisse konnten gewonnen werden. Entgegen den bisherigen Annahmen zeigte es sich, dass die Burg nicht als die Einheit konzipiert war, die sie heute vorstellt.

Das Turmhaus, wie es Erwin Poeschel bezeichnet, wurde um 1200 im gleichen Flächenmass wie heute, jedoch nicht in derselben Höhe errichtet. Aufgrund des einheitlichen Mauerwerks, des gleichartigen Mörtels und der Balkenlöcher an den Aussenmauern des Westbaus kann angenommen werden, dass die erste Burg im Westen zwei Stockwerke aus Stein und darüber einen kaum überkragenden Holzgaden, im Osten jedoch drei gemauerte Geschosse und wahrscheinlich ebenfalls einen Holzaufbau aufwies. Als Dachkonstruktion kann ein Sattel- oder Pultdach für das West- und ein Zelt Dach für das Osthaus vermutet werden. Der Eingang befand sich an der Nordseite des Westbaus in der zweiten Etage und war über eine Treppe erreichbar. Im gleichen Trakt führte ein Stockwerk tiefer eine Tür in den Hof, wo man über eine Rampe zum 4,5 m tiefen Sodbrunnen gelangte. Die untere Etage war als Keller eingerichtet. Sie wurde durch schmale Lichtschlitze erhellt und belüftet. In der gleichen Art war der Unterraum im Ostbau, jedoch war derselbe nur über ein Loch vom Obergeschoss aus erreichbar und hatte keinen direkten Zugang zum Nebenraum. Im zweiten Stock war eine Verbindungstür. Ob die beiden Kamine, die jetzt an der Südwand sichtbar sind, auf den ersten Bau zurückgehen, lässt sich nicht mit Sicherheit sagen. Der Aborterker im 3. Stock des Osthauses dürfte aber in die erste Bauphase gehören.

Im Lauf des 13. Jahrhunderts wurde der Holzaufbau durch Stein ersetzt, wobei im Ostteil eine grosse Stube mit Sitznischen, im Westen Räume mit kleinen, fast quadratischen, aber verschliessbaren Fenstern eingebaut wurden. Ein Zinnenabschluss krönte das Westhaus. Auf dem Ostbau dürfte wiederum ein Zelt Dach gewesen sein.

In einer letzten grossen Bauphase, wahrscheinlich noch im 14. Jahrhundert, wurde das Turmhaus nochmals um je ein Wohngeschoss erhöht und nun allseits mit Zinnen versehen. Ein Satteldach aus Schieferplatten bildete im Innern den Abschluss, und, damit das Regenwasser abgeleitet werden konnte, wurden in den Längsmauern in regelmässigen Abständen Löcher eingelassen, durch die das Wasser abfloss. Das kostbare Nass – im ganzen Burgareal gibt es keine Quelle – wird dann wohl gesammelt und in den Sodbrunnen geleitet worden sein.

Die letzten baulichen Veränderungen dürften im späten 15. Jahrhundert ausgeführt worden sein, und zwar betrafen sie die Fenster des obersten Stockwerkes, die nun in gotischer Manier mit Sandsteingewänden ausgestattet wurden. Auch der Abort in der 2. Etage des Osthauses

dürfte in dieser Zeit als abschliessbare Nische in der Südmauer errichtet und mit einem kleinen Lüftungsfenster versehen worden sein. Lange Zeit wird dieser letzte Komfort nicht mehr gedient haben; denn 1517 gelangte die Burg durch Kauf an die Glarner, die ihre Landvögte in Werdenberg residieren liessen. Die Burg blieb unbewohnt und zerfiel in den folgenden Jahrhunderten. IG

GEMEINDE WIL

Stadtkirche St. Nikolaus

In zwei Etappen wurde im Sommer und im Spätherbst 1981 in der St. Nikolauskirche der Boden nach archäologischen Relikten untersucht. Dabei zeigte es sich, dass der Moränehügel bereits vor der Stadtgründung besiedelt war. Um die Kirchenrenovierung nicht allzusehr in Rückstand zu bringen, wurde dann auf die vollständige Ausgrabung der ältesten Siedlungsperiode verzichtet.

Im Bereich des Triumphbogens konnte ein kleines Blockhaus von 4 m × 3,8 m Grundfläche nachgewiesen werden, das wahrscheinlich als Getreidespeicher gedient hatte und dann einem Brand zum Opfer gefallen war. Auch fanden sich Scherben vor allem von Becherkacheln aus dem 12. Jahrhundert. Problematisch blieb jedoch die konzentrische Absackung des Bodens auf der Nordseite des Hauptschiffes westlich der Kanzel.

Zum ältesten Gotteshaus gehören einige Spuren von Fundamentmauern und das Fragment eines stark angebrannten Altarsockels. Da sich keine weiteren Reste fanden, die damit in Verbindung gebracht werden können, liegt die Vermutung nahe, dass die Mauern des ersten Sakralbaues an derselben Stelle waren wie die Fundamente der folgenden Kirche. Diese erste Kapelle hatte demnach eine Ausdehnung von 20 m × 11 m. Zeitlich dürfte sie um 1200 im Zusammenhang mit der Stadtgründung durch die Grafen von Toggenburg oder aber nach 1227 angesetzt werden. Damals schenkte Graf Diethelm II., nach der Ermordung seines Sohnes Friedrich, Wil und die Stammburg dem von Abt Konrad von Bussnang regierten Kloster St. Gallen.

Vom nächstfolgenden Kirchenbau erfahren wir durch den St. Galler Klosterchronisten Christian Kuchmeister in seinem «Nüwen Casus Monasterii Sancti Galli». Graf Rudolf von Habsburg hatte seine Erbensprüche auf Wil geltend gemacht und um 1273 in Schwarzenbach eine Stadt gegründet. Von dort aus wurde Wil mehrmals belagert, 1292 von Herzog Albrecht eingenommen und dem Erdboden gleichgemacht. Die Bewohner zogen unter Mitnahme der Kirchenglocken nach Schwarzenbach. Nachdem 1301 zwischen Habsburg und dem Kloster Frieden geschlossen worden war, kehrten die Wiler in ihre «Stadt» zurück und bauten 1304/05 die Kirchen und 227 Häuser neu auf.

Dieses Gotteshaus war wiederum eine Saalkirche von der stattlichen Länge von 27,5 m und einer Breite von 11 m. Ihre 90 cm dicken Mauern wurden in der ganzen Ausdehnung im Chor, wo sie z. T. heute noch als Fundament dienen, und im Schiff freigelegt. Zwei hintereinander gestaffelte Altäre gehörten zur Ausstattung dieser Kirche. Als einziges Grab fand sich darin eine Laienbestattung.

Ab 1429 ist wiederum von baulichen Veränderungen die Rede. Damals begann man mit der Errichtung des polygonalen Chores. Er wurde an das bestehende romanische Schiff gestellt. Um den Gottesdienst während der Bauzeit gewährleisten zu können, wurde das Schiff durch eine Mauer vom Chor getrennt. Diese gestaltete man später zum Lettner um, der dann bis 1703 die Kirche zierte. Ende des 15. Jahrhunderts war auch das dreiteilige Kirchenschiff vollendet. Als Kirchturm wurde ein Wehrturm der Stadtbefestigung verwendet, den man 1510 erhöhte und weiterhin auch als Wachturm zum Schutz der Bevölkerung gebrauchte.

Der letzte grosse Eingriff geht auf die Renovation von 1932/33 zurück. Damals erhielt die Stadtkirche neben dem Turm auf der Nordseite einen neuen Westabschluss. IG